



## Freie Risikowahl: Wo eher nein?

- GARANTENSTELLUNG
- GEFÄHRDUNG DRITTER
- KINDER, JUGEND
- VORBILDFUNKTION → NACHAHUNG

## Freie Risikowahl: Wo eher ja?

Immer & überall!  
Ausnahmen

## Aspekte für Risiko-Entscheidungen

- (FAUST-)REGELN
- FAKTEN
- INTUITION/BAUCHGEFÜHL
- WERTE/NORMEN
- VERLUST-/GEWINNCHANCEN
- ERFAHRUNG/KNOW HOW/KOMPETENZ



# Wieviel Risikoappetit ist gesund?

Wollen wir absolute Freiheit der Risikowahl? Wo müssen wir Einschränkungen akzeptieren? Und was können die Institutionen tun, um eine gute Risikokultur der Bergsportler zu fördern? Andi Dick, Lehrteam-Bergführer und Redakteur bei DAV Panorama, schildert, was beim „General-Workshop“ zum Thema „Risikokultur der Zukunft“ herauskam.

von Andi Dick

„Wir leben bereits in einer Risikokultur. Dass es Sicherheit am Berg gäbe, glaubt doch heute keiner mehr ernsthaft“, so ungefähr äußerte sich Jan Mersch, Lehrteam-Bergführer und Lawinenexperte, in der abschließenden Plenumsdiskussion. Wirklich? Gibt es sie nicht mehr, die Technikfetischisten, die meinen, mit dem neuesten Ausrüstungsgimmick könnten sie den Kopf abschalten? Und „wir müssen den Menschen nicht Angst machen vor dem Bergsport – wir müssen ihnen zeigen, wie schön er ist“, so in etwa urteilte Michael Larcher, ÖAV-Verantwortlicher für Bergsport und Ausbildung. Wirklich? Locken nicht Smartphone-Apps, Internetbeschreibungen und Werbeflyer der Tourismusorte Menschen von Unbedarften in die ach so schöne, ach so harmlose Welt der Berge und ihre Abgründe?

Wie weit sind wir tatsächlich gekommen auf dem Weg vom Sicherheitsdenken zu einer Risikokultur, zu einem bewussten und transparenten Umgang mit den unvermeidbaren Gefahren der Berge? Was verstehen wir unter diesem „verantwortlichen“ Umgang – und wie viel Freiheit wollen wir Individuen zugestehen für Entscheidungen, die auch ein höheres Risiko in Kauf nehmen für welche Werte auch immer? Und wer ist überhaupt „wir“?

## Die Risikokultur an sich und für sich

Der Workshop „Risikokultur der Zukunft“ befasste sich im Gegensatz zu den „konkreten“ Workshops zu Lawinen und Kletterhallen ganz allgemein mit dem Thema Risikokultur, sollte generelle Einstellungen und Erwartungen der Aktiven und der involvierten Institutionen klären, vielleicht sogar gesellschaftspolitische Aufgaben für die Alpenvereine herausarbeiten. Deshalb trafen sich hier die meisten Teilnehmer, aus den unterschiedlichsten Bereichen. In einer ersten Gruppenarbeit sollten sie ihre jeweiligen Perspektiven darstellen, zu den Leitfragen: Freie Risikowahl – wo ist sie eher zu bejahen? Wo sind Einschränkungen nötig oder akzeptabel? Und welche Aspekte sind bei Risiko-Entscheidungen wichtig? In einer Gruppe fanden sich Vertreter von Recht und Versicherungen zusammen, etwa der Richter Nik Burger, die SAC-Justiziarin Rahel Müller oder Heike Dresel von der Würzburger Versicherung. Zur zweiten Gruppe gehörten Bergretter wie Toni Preindl von der Bergrettung Südtirol, Philipp Grand von der Air Zermatt oder Roland Ampenberger von der Bergwacht Bayern und die Bergführerlegende Peter Geyer. In den anderen beiden Gruppen diskutierten Ausbilder und Verbandsvertreter: von den Alpenvereinen und ihren Jugendverbänden, von den Sicherheitskuratorien Österreichs und Bayerns, vom Bergführerverband.

## Persönliche Freiheit als höchstes Gut

Und, so unterschiedlich die Interessen scheinen mochten, die Aussagen enthielten mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede. Die „individuelle Handlungshoheit“, das Recht aufs persönliche Glück oder Unglück, war allen Diskutanten das höchste Gut. Doch



Wieviel Risiko man beim Bergsport eingehen möchte, sollte persönliche Entscheidungsfreiheit bleiben. Aber möglichst auf Kompetenz gestützt – und mit Verantwortung für andere. Ein Flipchart, wie es alle Kleingruppen ähnlich formulierten.

wie immer auch die Risiko-Entscheidung ausfallen mag: Als Basis wünschten sich die Experten fachliche Kompetenz, Klarheit über die aktuelle Situation und einen bewussten, transparenten Entscheidungsprozess. Dann gilt die Maximalforderung, die Michael Larcher provokant formulierte: „Freie Risikowahl? Am liebsten: Immer!“ Wobei der auch gleich dahinterhängte, dass es Ausnahmen geben müsse.

Wenn nämlich die Grundvoraussetzung zur freien Wahl des individuellen Risikos nicht gegeben ist: dass eine Einzelperson oder gleichwertige Partner eigenverantwortlich entscheiden. Also zum Beispiel dann, wenn Abhängigkeiten bestehen, etwa Aufsichtspflichten (Kinder, Jugendliche) oder Garantstellungen durch explizite oder faktische Führungssituationen. Dann wird transparente Risikokommunikation zur Grundlage einer gemeinsam getragenen Risiko-Entscheidung – bei extremem Kompetenzgefälle ist es in Risikosituationen meist nicht möglich, als Führer die Verantwortung teilweise abzugeben.

### Ganz unabhängig geht es nicht

Ein weiterer Faktor, der Einschränkungen der persönlichen Freiheit rechtfertigt, ist die persönliche Freiheit der anderen. Sobald eine Fremdgefährdung vorliegt, dürfen Akteure ihr Risiko nicht mehr völlig frei wählen. Spürt eine Skitourengruppe über einer anderen in einen Lawinenhang, kann eine Schulsituation entstehen; lässt ein Sicherer seinen Vorsteiger auf einen Passanten durchrauschen, trägt er auch dafür die Verantwortung.

Und Institutionen im Bergsport müssen sich noch strengeren Regeln unterwerfen – von der Auswahl geeigneter Führungspersonen (Auswahlverschulden) bis zur Verkehrssicherungspflicht für Wanderwege, Klettersteige oder Kletterhallen.

### Entscheidungen brauchen Grundlagen

Was brauchen Bergsportler, um „gute“ Entscheidungen in Situationen mit Risiko zu treffen? Da zeigten sich verschiedene Perspektiven. Während die Pädagogen-Gruppe die Eigenverantwortung, Selbsteinschätzung und die Bewusstheit im Entscheiden ganz groß schrieb, stellten die Juristen die Klarheit der Situation in den Vordergrund. Also zu wissen, welches Risiko besteht (mögliches Schadenausmaß und Eintrittswahrscheinlichkeit), welche Folgen drohen – und vielleicht sogar, was die Rechtsprechung dazu sagt. Die Bergretter forderten Ausbildung und Erfahrung und die Ausbildergruppe differenzierte diese Begriffe auf. Erfahrung, Know-how und Kompetenz entstehen durch gute Ausbildung und verarbeitete Erlebnisse; (Faust-)Regeln können in undurchsichtigen oder Standardsituationen gute Anhaltswerte liefern; die wahrgenommenen Fakten können wirklich erfahrene Bergsteiger durch Intuition und Bauchgefühl – vor allem als Warnung – ergänzen.

Und zuletzt kommen bei der Beurteilung der Verlust- und Gewinnchancen noch Normen und Werte ins Kalkül.

### Tipps an die Verbände aus dem Plenum

Mein Co-Moderator Thomas Exner und ich hatten gedacht, eine zweite Kleingruppenrunde zu „Knackpunkten“ zu machen, die sich aus den unterschiedlichen Sichtweisen ergeben könnten. Doch wie manchmal am Berg durften wir flexibel reagieren, als sich die Diskussion anders entwickelte: Das dreißigköpfige Plenum unterhielt sich so angeregt, konstruktiv und konzentriert über das vielschichtige, komplexe Themenfeld, dass wir ihm keine

theoretische Struktur aufstülpen wollten. Als sinnvolles Arbeitsziel kristallisierte sich bald der Vorschlag eines Alpenvereinsvertreters heraus, künftige Ansatzpunkte für die Arbeit der alpinen Verbände und Institutionen zusammenzutragen. Schließlich sollte das Symposium ja nicht nur zum „weiter so!“ motivieren, sondern mit neuen Ideen inspirieren und den Verbandsvertretern frischen Schwung geben.

### ■ Klasse, nicht nur Masse

Dabei stehen die Alpenvereine zuerst einmal vor dem Problem, dass Bergsport Trend- und Massensport wird. Die Kletterhallen locken Zehntausende Neulinge an, die irgendwann auch in die Natur wollen, und Wandern ist in allen Altersgruppen angesagt. Das ist zum einen schön, wenn die Verbände in ihrer Arbeit bestärkt werden, mehr (sport-)politisches Gewicht bekommen und durch Kletterhallen auch in ihrer Stadt als gesellschaftliche Kraft anerkannt werden. Aber dieser Masse neuer Bergsportler auch Kompetenzen nahezubringen, Verständnis für Grundlagen und Techniken, womöglich sogar traditionelle Werte wie etwa natur-schonendes Verhalten – das ist eine schwierige Aufgabe. Dazu sollten die Alpenvereine, die oft doch ein bisschen bürokratisch-brav daherkommen, sich kreative, freche Kommunikationsmethoden einfallen lassen. Denn die „Neuzugänge“ in den Sektionen, vor allem aber auch die „Externen“, die in die Berge drängen, ohne AV-Mitglied zu sein, muss man da abholen, wo sie emotional stehen, wenn man sie mitnehmen und inspirieren will – und sei es über Social Media.

Das Ziel dieses Zweigs der „Risikokommunikation“ ist Aufklärung: über die Gefahren der Berge, über die Gegenmittel, die zur Verfügung stehen (alpine Kompetenz durch Ausbildung), aber auch über die juristische Situation. Ob es dabei sinnvoll ist, eine gesunde Angst vor dem Abgrund zu fördern oder ob das wertvolle Potenzial zur Persönlichkeitsentwicklung, das mit dem risikobehafteten Bergsport verbunden ist, herausgestellt werden sollte, dazu gab es unterschiedliche Ansichten.

Einig war man sich aber, dass die Zeit der „Sicherheit“ am Berg längst abgelaufen sei, und dass es darum gehe, die Menschen zu einem vernünftigen Umgang mit den unvermeidlichen Risiken zu motivieren und anzuleiten.

Wobei „vernünftig“ von der Zielgruppe und Disziplin abhängt: Beim Hallenklettern wird man nie so viele Unfälle akzeptieren wie beim Expeditionsbergsteigen.

### ■ Denken statt kaufen

Als „Vollkasko mentalität“ ist ein Trend bekannt geworden, der mit der Entwicklung des Bergsports zum Massenmarkt einhergeht. Vor allem die Werbung, aber auch manche Medien, häufiger im Internet, suggerieren, mit den neuesten Ausrüstungsgimmicks, auf dem Super-Klettersteig oder mit der coolsten App sei Vergnügen ohne Reue zu haben: Sicherheit beim Vertikal-Thrill ohne Einsatz eigener grauer Zellen. Was natürlich genau so wenig stimmt wie die generelle Verdammung dieser Entwicklung.

Hochentwickelte Ausrüstung hat viele Fortschritte im Bergsport – in Richtung Leistung wie in Richtung Sicherheit – möglich gemacht, von denen ein Anderl Heckmair mit Wollmütze, Zehnzackern, Hanfseil und Wetterprognose per Wolkenblick kaum geträumt hätte. Der Bohrhaken hat dem Klettern den Weg über den neunten Grad hinaus geebnet und beschleunigt, Boulderhallen erzeugen Wunderkinder wie Adam Ondra, Klettersteige lassen sportliche Wanderer Tiefe erleben. Und so wie Charly Gabls Wetterberatung das Geheimnis vieler Expeditionserfolge war, so

haben präzise Wettervorhersagen per Internet und Smartphone schon viele Unfälle vermeiden geholfen. Nicht alles ist schlecht, was die Outdoor-Welt generiert. Aber auch nicht alles, was man kaufen oder nutzen kann, ist eine Verbesserung gegenüber Bewährtem, Althergebrachtem, Traditionellem (so verzopft diese bewusst gewählten Worte auch klingen mögen). In vielen Fällen erweist sich doch der Kopf als wichtigster Muskel, Gelenk, Prozessor und Ausrüstungsgegenstand beim Bergsport. In der Vielzahl der Angebote Orientierung zu bieten, neue Trends, Techniken und Methoden kritisch zu hinterfragen und auch klare Worte dazu zu sagen: Das wäre eine weitere Aufgabe für die alpinen Verbände.

### ■ Verstehen statt büffeln

Eine klassische Kernaufgabe der Alpenvereine ist die Ausbildung. Mit ihr erreicht man zwar nicht die „Externen“, sondern nur Mitglieder – und unter diesen vor allem solche, die schon interessiert sind, Wissenslücken zu füllen. Allerdings bemängeln moderne Alpinpädagogen, dass unsere üblichen Ausbildungsmethoden vielleicht etwas (zu) häufig konzentriert sind auf die Vermittlung von Techniken und Rezepten – um daraus Kompetenzen durch gelebte Erfahrung zu machen, braucht es mehr als einen Wochenkurs. Und vielleicht auch modernere Methoden, vor allem wenn es darum geht, neue Zielgruppen anzusprechen: Die ÖAV-Lawinen-Initiative „risk'n'fun“ beruht auf der Peer-Group-Education; die Trainer-B-Ausbildung des DAV geht den Weg vom Instruktor zum Coach; die Expedkaderteams sind eher mit Mentoren unterwegs als mit Trainern; Tourenberichte in Internetforen können zum Lernen aus „best practice“-Exempeln dienen – oder als abschreckendes Beispiel ...

Welchen Ausbildungsweg Bergsportinteressierte auch immer gehen, ihnen sollte klar werden, dass die Devise „Leben heißt Lernen“ auch am Berg gilt, mit den zwei grundlegenden Werten Eigenverantwortung und Rücksicht. Der „human touch“ der alpinen Ausbildung sollte sich bessern, wurde angeregt. Ausbild(n)er sollten über bloße Rezeptvermittlung hinaus auf die „innere Sicherheit“ ihrer Eleven einwirken und sie dazu befähigen, die eigenen Grenzen zu erkennen und in Entscheidungen zu berücksichtigen.

Freilich gibt es so etwas wie einen „Optionen-Trichter“: Neulinge sind oft dankbar für klare Anweisungen, Regeln und Rezepte, die sie nur eins zu eins reproduzieren müssen, um für ihre Standardsituationen gewappnet zu sein. Seilkommandos, die Partnercheck-Checkliste oder der Helm beim ersten Vorstieg sind Beispiele für solche „standard operating procedures“, wie sie auch der Lufthansa-Pilot Olaf Volkmann in seinem Referat als Werkzeuge für Routineaufgaben gelobt hatte (s.S. 44). Doch wie andererseits Rainer Sachs von der Münchner Rück dargestellt hatte: In komplexen Situationen sind feste Regeln nicht immer sinnvoll (s.S. 40). Deshalb muss eine gute alpine Ausbildung mit zunehmendem Kompetenzniveau der Aktiven offener werden für flexible Alternativen. Die „Lehrmeinung“ wird dann zur „Lehrempfehlung“ – sie ist eine nach heutigem Erkenntnisstand empfehlenswerte Methode, mit der man normalerweise gut fährt, aber kein Absolutum. Wer hunderte von Skitouren bewusst gemacht hat, dabei viel beobachtet und auch mal in die Schneedecke geschaut hat, der wird für seine Lawinenentscheidung andere Kriterien heranziehen und vielleicht auch einmal mit guten Gründen und akzeptablen Risiko einen Hang befahren, den die Snowcard als „rot“ markieren würde. Viele Wege führen nach oben – wer die Standardmethoden kennt und selber denken kann, mag auch einmal sinnvoll davon abweichen.

Von der Aus-Bildung zur ganzheitlichen alpinen Bildung zu kommen, das ist ein spannender Weg für die Alpenvereine; wenn Ausbilder und Tourenleiter nicht immer nach dem maximal Machbaren streben würden, sondern nach dem Wohlfühl-Optimum (das durchaus auch auf Leistung basieren kann, aber nicht muss), würden ihre Begleiter vielleicht noch häufiger das beglückende und persönlichkeitsfördernde Potenzial des „Erlebnis Berg(sport)“ genießen.

### ■ Akzeptanz für „gesundes“ Risiko

Dass dieses Potenzial in unserer Lieblingsbeschäftigung drinsteckt, dies der Gesellschaft zu verklickern, ist eine weitere wichtige Aufgabe der „Risikokommunikation“.

Es wird nur noch wenige Topmanager geben, die noch nie von einem Profibergsteiger darüber aufgeklärt wurden, wie wichtig es ist, sich von „Herausforderungen“ nicht einschüchtern zu lassen; sich ihnen mit den nötigen Kompetenzen ausgerüstet gegenüberzustellen; sich selber korrekt einzuschätzen und Können und Wollen in der Balance zu halten; den inneren Schweinehund zu überwinden, wenn es passt; aber auch rechtzeitig umzukehren, wenn es nicht passt; und mit der Erfahrung des Scheiterns seinen Frieden zu machen.

Jede Situation im Bergsport hat mehr oder weniger viele und große Gefahren, aus denen wir durch unseren Umgang mit ihnen ein (hoffentlich kalkuliertes) Risiko machen. Die Werte und Persönlichkeitskräfte, die uns dabei helfen, können wir auch im Leben nutzen, das bekanntlich auch lebensgefährlich ist. Ein guter Bergsteiger ist nicht automatisch ein erfolgreicher Börsenspekulant oder eine empathische Führungskraft – spezifische Fachkompetenz muss man immer lernen. Bergsteiger sind auch nicht zwingend bessere Menschen. Aber es sind oft starke Menschen – und manchmal glücklichere.

Wenn es den Alpinverbänden und Medien gelingt, solche Zusammenhänge der Gesellschaft, Politikern und Juristen verständlich und glaubhaft zu machen, dann wächst vielleicht auch die Akzeptanz dafür, wenn sich Restrisiken verwirklichen. Selbst in Kletterhallen gibt es immer wieder Abstürze mit schweren Verletzungen – doch nicht einmal die Boulevardpresse verteufelt den Sport, weil er mittlerweile als familienfreundliche Lifetime-Aktivität gilt. Über abgestürzte Wanderer berichten Tageszeitungen immer noch lieber als über Autofahrer, die aus der Kurve geflogen sind, weil Bergsportunfälle seltener vorkommen – der Tonfall ist aber selten anklagend.

Hier stehen wir schon auf einem ganz guten Niveau; trotzdem dürfen und sollten die alpinen Meinungsmacher – ob Individuen oder Verbände – weiter die Botschaft verbreiten: Bergsport ist wertvoll. Bergsport birgt Risiken. Mit denen kann man gut umgehen. Deshalb ist Bergsport kein Risikosport (wo ein möglichst hohes Risiko bewusst als Motivation dient) – sondern ein Sport mit Risiken. Der Leitsatz, den Michael Larcher als Zukunftsvision formulierte (also nach dem Motto: „Stell Dir vor, wie Du in x Jahren die Situation beschreiben möchtest“), gibt dafür eine sehr offene und großzügige Zielvorstellung, auf die sich das Plenum des Workshops wie auch der Gesamtveranstaltung gerne einigte:

### Risikokultur der Zukunft – unsere Vision

„Im Wissen um die Illusion von Sicherheit und um die Chancen, die Risiken im Bergsport für ein selbstbestimmtes und sinnerfülltes Leben bergen, haben die Aktiven die notwendigen Kompetenzen, um Risiko-Entscheidungen in der gewählten Bergsport-Disziplin eigenverantwortlich zu treffen.“ ■